

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Die Politik des Aristoteles

Aristoteles

Breslau, 1802

Kapitel 2.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8248

das Haupt der übrigen — entweder durch Geburt
und Erbrecht, oder durch Sieg und Gewalt.



Kapitel 2.

Seite 8 — 13.

Aristoteles führt einen doppelten Beweis, daß der Mensch zum bürgerlich-geselligen Leben geboren, und daß diese Verbindung ein in der Natur gegründeter und von ihr absichtlich gesuchter Zustand unserer Gattung sey; erstlich, weil ohne Gesellschaft die menschliche Natur nicht ihre volle Entwicklung erhalten kann, zum andern, weil dieser Natur Kräfte und Werkzeuge eigenthümlich sind, die augenscheinlich zu nichts anderm abzwecken können, als zum gesellschaftlichen Leben.

Erstlich, der Mensch in der Einsamkeit, abgesondert von allen andern Menschen, ist sich selbst nicht genugsam, — nicht einmal zu seiner Erhaltung, außer bey sehr günstigen äußern Umständen, welche auf der Erde nur selten statt finden, — noch weniger genugsam zur Wirksamkeit der in ihm liegenden Kräfte. — In allen Dingen aber wirkt die Natur auf Selbstgenugsamkeit los, d. h. auf einen Zustand,

wo die Sache sich selbst erhalten und nach ihrer Natur wirken kann. Dieser Zustand ist die Reife und Vollendung, in welcher das Product der Natur erst zeigt, was es ist: nur in diesem kann man dessen Eigenheit und Art recht erkennen.

Der Zustand politischer Verbindung muß demnach der natürliche für den Menschen seyn, da er der einzige ist, in welchem sich der Mensch als Mensch zeigen, und in dieser Gestalt leben und bestehen kann. Man sieht, die Meinung und die Argumentation des Aristoteles ist der des Rousseau durchaus entgegengesetzt. Aber ich zweifle nicht, daß die unbefangene Vernunft in den trocknen Gründen des ersten mehr Gewicht finden wird, als in den beredt vorgetragenen des andern. Ob der Zustand der Kultur eine Verderbniß oder eine Verbesserung der menschlichen Natur sey, darüber kann man mit künstlichen Worten streiten. Aber wenn man den Gegenstand mit dem einfachen Menschenverstande ansieht: so unterscheidet er sich leicht. Ist die Knospe natürlich, oder ist es die Blüthe, oder die reife Frucht des Baumes? — Alles dies ist es: aber unnatürlich und wider die Bestimmung des Baumes ist es, wenn die Knospe verdorrt, ehe sie zur Blüthe wird und Früchte trägt. Diese Succession von Wirkungen, deren eine die andere hervorbringt, und deren letzte endlich die weitere Fortpflanzung

und die Erhaltung der Gattung veranlaßt, trägt so den Stempel der Natur, daß ihn niemand verkennen kann, der sich nicht selbst verblendet. Aber ist es durch die Natur des Baums fester bestimmt, daß er in einen guten Boden gesetzt, Knospen treibt, die zu Saamentragenden Früchten werden, als es durch die Natur des Menschen bestimmt ist, daß er vereinigt mit seines Gleichen zum Gebrauch der Erde, und des Verstandes, zu Kunst und Wissenschaft und Tugend kömmt, und durch alles dies mehr Kräfte, und dieselben in mehr Momenten thätig erweist, und sein Geschlecht mehr auf dem Erdboden ausbreitet, mehr in demselben Umkreise vervielfältigt? Wenn in einem Geschöpfe die Gabe zu reden liegt, und es nicht reden lernt, wenn es die Kraft vernünftig zu denken und zu handeln hat, und es zum Gebrauch der Vernunft nicht gelangt, und keine Thätigkeit äußert, sondern gedankenlos müßig geht, und so umkömmt: ist dies Geschöpf in seinem natürlichen Zustande? Ist es vollendet, und das, was es seyn soll?

Ohne noch zu fragen, in welchem Falle es glücklicher ist, sieht man schon ein, daß eine Springsfeder, die nicht springt, eine Kraft, die sich nicht äußert, eine Knospe, die nicht aufblüht, Dinge gleicher Art sind, verdorbne, verstümmelte, vor der Zeit untergegangene Naturprodukte. So

ist also auch der rohe Wilde, und noch mehr der Naturmensch des Rousseau.

Wenn demnach nur die Vereinigung, und zwar vornehmlich die Vereinigung, die das Gemeinwesen gründet, alle im Menschen schlafende Kräfte erweckt, alle in ihm gespannte Federn ins Spiel bringt, macht, daß er das wirklich ist, und thut, was er nach seinen Anlagen seyn und thun kann: so ist der gesellige Zustand der ihm natürlichste Zustand.

Gleich mischt sich bey solchen Betrachtungen der Begriff der Absicht ein, und wir wissen von Natur nicht lange verständlich zu reden, ohne unter derselben einen schaffenden Geist zu verstehen. Doch dies gehört zu einer andern Untersuchung.

Der zweyte Beweis des Aristoteles ist nicht so stark als der erste, aber er hat doch sein Gewicht. Der Mensch hat die Sprachfähigkeit unter allen Thieren allein. Er ist also zur Gesellschaft bestimmt. Dieser Schluß beruht wieder auf einer doppelten Beziehung. Erstlich, wozu kann die Sprache anders seyn, als zur Mittheilung: und wo ist eine Mittheilung anders möglich als in der Gesellschaft? Die Thiere haben auch ein Werkzeug dazu, aber es ist weit unvollkommener als das unsrige, daher sie auch nur Herden, wir Staaten ausmachen. Jene drücken nur wenige Empfindungen, wir unendlich mannich-

faltige Ideen aus. Jede kundgemachte innere Veränderung von uns ist ein Band, welches uns mit ihnen zusammenknüpft. Wie unendlich genauer, fester, ununterbrochener muß also unser Zusammenhang mit unsern Nebenmenschen werden, als der Thiere ihre mit ihres Gleichen! Zum andern: Die Sprache theilt nicht nur mehr, sondern auch andere Geistesveränderungen mit, als die Stimmen der Thiere. Gene, Begriffe, diese, körperliche Empfindungen, und auch nur die größten Unterschiede, Freude und Lust. — Unter den Begriffen zeichnen sich besonders die von unsern eignen Handlungen und Absichten aus, durch welche wir uns in unsern noch wechselseitigem Verkehr regieren. Wir erheben uns zu dem Begriffe des Nützlichen, d. h. dessen, was uns in der Folge, im Ganzen, in mehr Fällen angenehm ist, da das Thier bey dem unmittelbar Angenehmen und Einzelnen stehen bleibt; vom Nützlichen gehen wir weiter fort aufs Recht, indem wir unsre Vortheile mit den Vortheilen anderer zusammenhalten, und sehen, wie beyde am besten mit einander bestehen können, so daß jeder endlich die größtmögliche Portion des Guten genieße. Die Erörterungen über das Nützliche und Schädliche, das Recht und Unrecht machen den größten Theil unserer Reden aus; sie sind es, wozu wir unsre Sprache am meisten gebrauchen. — Aber eben diese Begriffe,

welche erst die Absicht der Sprache erfüllen, und ihren Gebrauch charakteristisch menschlich machen, diese selbst bilden sich nur in Gesellschaft aus. Aber warum? Vom Nützlichen sagt dieß Aristoteles nicht: ich will es also hinzusetzen. Weil der Naturmensch, immer in Furcht vor seinem Untergange, und in ängstlicher Sorge für die gegenwärtige Erhaltung, nicht Ruhe hat, über das, was sein Zustand im Ganzen heißt, nachzudenken, und Nutzen geht nur aufs Ganze, oder doch auf längere, auf künftige Zeiten. Vom Begriffe des Rechts giebt Aristoteles diese Ursache an: Weil Recht eben die Norm und Regel der bürgerlichen Vereinigung, und des Verkehrs der Menschen in der Gesellschaft ist. Seine Sprache unterstützt seinen Schluß, wie die unsrige Δικαιοσύνη kommt von δίκη, Gerechtigkeit von Recht, und Recht heißt doch eigentlich das, wornach man bürgerliche Streitigkeiten entscheidet, wornach die Tribunale sprechen; lauter Dinge, die nur in Republiken vorkommen. Die philosophische Wahrheit, die hierunter verborgen liegt, ist diese. Nur wenn die Menschen Verkehr mit einander haben, können sie ihre Verhältnisse gegen einander kennen lernen. Auf ihren Verhältnissen beruhen ihre Rechte. Dieser ganze Theil ihrer Seele, der der moralische heißen kann, wird ihnen erst aufgeschlossen, wenn sie mit einander zusammen kommen und viel gemeinschaftlich zu thun

oder auszumachen haben. Dann kommen Empfindungen, Ideen, Fähigkeiten, Triebe, Leidenschaften, und endlich auch Regeln und Tugenden zum Vorschein, deren sie sich einsam lebend, nie würden bewußt worden seyn. Und dieser moralische Theil ihrer selbst, den erst das Zusammenleben mit andern Menschen recht sichtbar macht und in Thätigkeit setzt, ist auch der, welcher deutliche Begriffe, wozu die Sprache verhilft, am meisten braucht, der ist der, welcher die Sprachfähigkeit am meisten übt, und uns am meisten zu reden, wie zu denken giebt. Dies alles zusammengenommen, beweist die Beziehung der Natur des Menschen auf diesen Zustand desselben, von welchem wir reden, welcher das bürgerlich gesellige Leben ist. Dieser ist gleichsam der einzige Boden, in welchem jene Pflanze gedeihen kann. Ist ihr derselbe versagt, so kömmt nichts von dem aus ihr heraus, was wirklich in ihr steckte, so vermodert sie als ein dürrer Stecken, da sie sonst hätte Laub, Blüthen und Früchte treiben können.

Eine Untersuchung kömmt in diesem Kapitel vor, die den Geist der Aristotelischen Philosophie von ihrer unvollkommenen Seite bezeichnet. Was ist eher, der einzelne Mensch oder die bürgerliche Gesellschaft? — Ohne Zweifel der einzelne Mensch, da das gemeine Wesen erst entstand, da viele Menschen zusammen kamen.

— „Aber auf der andern Seite muß doch auch die Ursache für eher angesehen werden, als die Wirkung, das Unabhängige als vorhergehend vor dem Abhängigen. Nun ist die Bildung des einzelnen Menschen, Erhaltung und Entwicklung seiner Natur die Wirkung des geselligen Lebens: das gemeine Wesen ist ein sich selbst genugsames Ganze, was in und durch sich bestehen kann; der einzelne Mensch kann nur in und durch die Gesellschaft bestehen. — Aristoteles schließt hieraus, daß der Staat als das Frühere, Vorhergehende, oder wie es in der Uebersetzung ausgedrückt ist, als das Ursprünglichere angesehen werden müsse.

Solche Untersuchungen liebt Aristoteles. Es ist eigentlich verlohrene Zeit. Es kömmt auf eine Worterklärung an, bey der das Willkührliche nicht vermieden werden kann. Indeß geben Streitigkeiten über Namen doch zu Erörterungen der Sachen Anlaß. Die reellen Fragen nemlich, welche hierbey zum Grunde liegen, sind folgende: „War der erste Zustand des Menschen der gesellschaftliche, oder trieb ihn erst die Noth und die Empfindung seiner Bedürfnisse aus der Einsamkeit zur Gesellschaft? Dieses Stillschweigen ist die einzige Antwort, die sich darauf geben läßt. Wer kennt historisch den ersten Zustand des Menschengeschlechts? Und nach philosophischen Vermuthungen, indem man von der jetzigen Verfassung desselben auf die

Ältere hinauffteigt, ist das eine mit so vielen Gründen zu bejahen, als das andere. Der Wachsthum der Gesellschaft, die Ausbildung der gesellschaftlichen Verbindung führt auf einen Ursprung derselben. Alles entsteht in derselben, Gesetze, Magistrate, Sitten, wodurch sie fester, vollkommener, regelmäßiger wird. Diesen Fortgang können wir von Stufe zu Stufe rückwärts verfolgen. Wo kann sich derselbe anders endigen, als in dem völlig ungeselligen Zustande? — Auf der andern Seite, wenn wir uns den Menschen einmal in diesem Zustande vorstellen, und glauben, daß er darin leben kann: wie sollen wir uns den Uebergang aus demselben in das gesellige Leben erklären? Wo soll der ganz einsam lebende Mensch eine Sprache lernen, und ohne Sprache, wie verbindet er sich mit andern Menschen?

Alles, was man darüber sagen kann, was man darüber schon gesagt hat, zeigt, daß wir nicht gemacht sind, über den ersten Ursprung irgend eines Dinges, auch unsrer selbst nicht, auch der Sprache, auch der Gesellschaft nicht zu reden; daß wir immer schon die Sache, die wir untersuchen wollen, als Daseyend, gleichsam als ein neugebohrnes Kind, oder wenn es hoch kömmt, als einen Embryo betrachten müssen, dessen weiterem Wachsthum wir nachspüren können, dessen eigent-

liches Entstehen aber jenseits unsers Gesichtskreises liegt.

Es ist ein schweres Gesetz, das uns hierdurch aufgelegt wird, es ist eine lästige Einschränkung unserer Wißbegierde, grade da stehen bleiben zu müssen, wo das Object am allerinteressantesten wird. Aber es ist nun einmal nicht anders. Wir verlieren uns, wenn wir mehr als frühe Entwicklungen schon erzeugter aber noch jugendlicher Naturproducte, wenn wir die Erzeugung selbst durch unsre Philosophie aussuchen wollen. — Und noch ist dieses Feld immer groß und reich genug.

Ich kehre wieder zum Aristoteles zurück. Noch zwey Gedanken desselben zeichnen sich in diesem Kapitel aus. Der erste ist: Der Mensch, der gar nicht bürgerlich gesellig ist, ist entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Er hat entweder nicht die Bedürfnisse, und also nicht die Schwächen, oder er hat nicht die Fähigkeiten und die Moralität der Menschheit. — Der Satz des Aristoteles wird bestätigt durch eine Erfahrung der Art im Kleinen. Die in Einsamkeit lebenden Menschen sind deswegen nicht politisch ungesellig: aber sie sind etwas ähnliches. Unter denselben nun sind einige, welche den Umgang der Menschen deswegen nicht suchen, weil sie sich so gut mit sich selbst zu beschäftigen wissen, und weil sie in dem Gespräch anderer so selten Genüge

finden. Dies sind die vollkommenen Menschen. Und in der That, Dichter und Weise, alle, welche sich durch vorzügliche Geisteskräfte unterschieden, haben von je her in dem Ruße gestanden, daß sie den Schwarm haßten, und einsame Thäler, Wald und Wiese liebten. Andere hingegen fliehen die Menschen, weil sie ihnen nichts zu sagen haben, weil ihre Sitten rauh sind, weil sie nicht lieben, noch geliebt zu werden verdienen. Und hier ist Liebe der Einsamkeit, Wirkung und Zeichen von Unvermögen und Untugenden. Der gemeine mittlere Haufen drängt sich am meisten zusammen.

Der andere Gedanke ist: der ungesittete, nicht durch die Gesellschaft gezähmte, gebildete, erzogene Mensch ist das schlimmste Geschöpf unter allen, so wie er mit der ihm zukommenden Cultur das vortrefflichste wird. — Die Ursache ist, weil er die meisten Kräfte hat, und also am meisten Schaden stiften kann, wenn er sie aufs Böse richtet.

An der allgemeinen Maxime ist kein Zweifel. Wenn man die Vergleichung, die Aristoteles zwischen Menschen und Thieren anstellt, auf den Unterschied zwischen Menschen und Menschen anwendet: so wird es durch die Erfahrung bewiesen: daß nur große Genies große Bösewichter werden können, wenn sie der Moralität ermangeln.

Aber ob nur die Erziehung und die Cultur die

Moralität geben könne, ob nicht die Natur, wie sie Geisteskräfte verschieden austheilte, auch verschiedene Anlagen zum Charakter schon bey der Geburt dem Menschen mittheilen könne, ob es nicht auch eine natürliche Güte des Herzens gebe, die unabhängig von der Erziehung ist, und ob also alle wilde oder uncivilisirte Menschen nothwendig böse Menschen seyn müssen, das ist eine Sache, über welche Aristoteles zu schnell entscheidet. — Da wir den Erdboden und seine wilden und gesitteten Einwohner jetzt besser kennen, als man sie zu Aristoteles Zeiten kannte, so wissen wir, daß es unter den Erstern Menschenarten von zwey verschiedener Sittlichkeit giebt, daß von Völkerschaften, die auf einerley Stufe der bürgerlichen Verfeinerung stehen, doch die einen wohlwollend, mitleidig und zutraulich, die andern voll von Haß, Argwohn, und Grausamkeit zu seyn scheinen.

Zum zweyten, dritten und vierten Kapitel.

Die Materie dieser Kapitel ist in der Politik von großer Wichtigkeit, ob sie gleich nicht grade die erste seyn sollte, welche in einem Lehrgebäude derselben abgehandelt wird.

Arist. Polit. II, 2h.

§